

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 54.

Freitag, 5. März.

1915.

(11. Fortsetzung.)

Dore.
Roman von E. Kriegerberg.

Nachdruck verboten.

Nach dem Frühstück schlenderte Liddy langsam durch den Park und, wie in tiefes Sinnen verloren, Dores Besitztum entgegen, aber noch im Park traf sie mit dieser selbst und dem Gärtner zusammen. Dore war gekommen, Rittmeier zu bitten, beim Einschöben der Rüben nach dem Rechten zu sehen, sie fürchte, die Schöber seien nicht tief genug gegraben.

"Aber „kleine Gärtnerin“, rief Liddy lustig, „ich glaube, das könnte ich Ihnen sogar sagen! Dazu brauchen Sie Herrn Rittmeier? Da sieht man, wie unzertrennlich Sie sind, einer kann ohne den anderen schon gar nicht mehr leben.“

Über des Gärtners Gesicht schlug eine Flanune, die Worte waren harmlos, aber im Ton hatte etwas gelegen, das sein leicht aufsprühendes Temperament empföhllich reizte. Es bedurfte aller Selbstbeherrschung, daß er vor dem gnädigen Fräulein den schuldigen Respekt wahrte.

"Ja“, gab Dore mit einem gewissen freimütigen Trost zu, „in meiner Unerfahrenheit könnte ich wirklich nicht ohne Herrn Rittmeiers Hilfe fertig werden.“

"Rührend liebenswürdig von Herrn Rittmeier!“ spottete Liddy. „Übrigens scheint ein Zug von geheimer Sympathie zwischen Arbeitern im Weinberge des Herrn und denjenigen in den Weinbergen der Menschen zu bestehen. Auf Birkenhain war es der Sohn des Pastors, der sich unwiderstehlich zu der Tochter des Gärtners hingezogen fühlte.“

"Das muß in allerjüngster Zeit gewesen sein, gnädiges Fräulein“, bemerkte Rittmeier jetzt mit offenkundigem Hohn im Gesicht. „Solange ich zu denken vermag, behab Birkenhain nur einen kleinen Blumengarten, den der Schirmvogt in seinen Mußestunden besorgte, und da dürfte wohl der Vergleich nicht recht passend sein.“

"Nun, mein Herr Rittmeier; um Blumen zu pflanzen und Sträucher zu beschneiden, braucht man ja nicht gerade akademisch gebildet zu sein. Unser Vogt hatte allerdings nicht den Ehrgeiz der „höheren Karriere“. Und was den „Vergleich“ anbetrifft, so war das überhaupt gar keiner, sondern nur eine allgemeine Bewerfung. Gott bewahre mich vor einem Vergleich!“ Jenes Freundschaftsverhältnis nahm einen sehr trüben Ausgang: der Pastorsohn wurde knall und fall entfernt und die Gärtnerstochter von ihrem Vater geohrfeigt, — Sie sehen also, wie fern es mir gelegen haben muß, einen Vergleich ziehen zu wollen.“

Sie lächelte; in den Mundwinkeln und den Fältchen um die Augen sahen tausend Teufel, während ihr Wesen immer verbindlicher, glatter wurde.

"Apropos, woher kennen Sie denn die Verhältnisse auf Birkenhain so genau? Ich kann nicht annehmen, daß ein „kleiner Blumengarten“ sich Ihrer fachmännischen Beachtung erfreut.“

"Ich stand mit dem Pächter von Birkenhain in enger Verbindung. Martin von Bernbühler war mein Freund.“

„A—ah!“ Das kam merkwürdig gedehnt heraus, und unter den gesenkten Augenlidern hervor heftete sich ihr Blick misstrauisch prüfend auf Klaus Rittmeiers Gesicht. Sie riß im Vorbeigehen achtlos einen Zweig von einem Strauch und zupfte in nerwösser Hast die leichten welken Blätter davon ab: „Dann haben Sie wohl auch manchmal Birkenhain besucht?“

"Ja, gnädiges Fräulein, wiederholst, bis zu Martins Tod.“

"So . . . so müßten Sie mich doch auch eigentlich gekannt haben, ehe ich hierher kam.“

"Ich habe nicht die Ehre gehabt, gnädiges Fräulein persönlich zu kennen, ich war im Hause des Amtmanns, nie im Schloß.“

"Sie atmete sichtlich auf. „Er war ein wenig Phantast, der Herr von Bernbühler“, warf sie hin. „Papa hat sich nie gut mit ihm stehen können.“

"Verzeihen gnädiges Fräulein, daß ich widerspreche. Ich habe nie einen Menschen gekannt, der klarer, ruhiger, überlegter gewesen wäre als Martin von Bernbühler, vielleicht war er sogar ein bißchen hausbaden! Aber er besaß sehr empfindliche und strenge Christgriffe.“

"Nun, sein . . . ungewöhnlicher Tod weist doch zum mindesten auf eine momentane geistige Trübung hin.“

"Nein, gnädiges Fräulein, er beweist gerade jenes sensible Ehrgefühl. Ein Mädchen, das er leidenschaftlich liebte, hatte ihn schmachvoll betrogen, er kam sich entehrt vor, und so schoß er sich einer Elenden wegen, die es nicht wert war, daß er noch einen Gedanken an sie verschwendete, eine Angel ins Herz.“

Liddys Gesicht war wachsen geworden, zwei scharfe Rininen zogen sich an der Nase entlang, die Knochen traten hervor, und in den Augen flackerte es ungest und lauernd.

"Sie scheinen ebenso empfindsam zu sein!“ spottete sie mit nervös zuckenden Lippen. „Wenn die „Elende“ keinen Gedanken mehr wert war, so hätte er eben auch die Kraft haben müssen, nicht mehr an sie zu denken, und statt dessen flieht er aus dem Leben! Außert sich das männliche Ehrgefühl so? — Wer war denn die Schöne, die den Aristen so schändlich betrogen hat?“ Ein so giftiger, niedriger Hohn lag in ihren Worten, daß Dore, die sich bisher vollkommen schweigend verhalten und nur bestremdet und verständnislos den gegenseitigen Neidereien gelauicht hatte, plötzlich stehen blieb und das Fräulein von Greining mit einem unwillig erstaunten Blick maß. Aber Liddy war in einer Stimmung, nicht zu sehen und zu hören, was um sie herum vorging. Sie starre nur gierig in das vollkommen beherrschte Gesicht Rittmeiers, als ob sie dessen geheimste Gedanken erspähen wollte.

"Wer war denn jenes . . . abscheuliche . . . unwürdige Geschöpf?“

Klaus Rittmeier zauderte die Schultern. „Ich bedaure, darüber keine Auskunft geben zu können.“

"Das heißt, Sie kennen die Dame nicht?“

Wieder das Achselzucken.

"Hahaha, — vielleicht ein bisschen Sensationshascherei, — das macht sich so nett als Abschluß! Woher wissen Sie überhaupt die ganze Sache."

"Aus einem Briefe, den mir mein Freund hinterließ."

"Und den Sie natürlich als ein Heiligtum bewahren."

"Ja, gnädiges Fräulein, ganz natürlich."

"Na, hören Sie, Herr Rittmeier, die Geschichte Klingt mir für die heutige Zeit ein bisschen zu romanhaft und theatralisch, um wahr zu sein. Ein „klarer, ruhiger und überlegter“ Mensch schiebt sich nicht gleich eine Kugel durch den Kopf, wenn ihm eine Liebesaffäre nicht nach Wunsch geht! Bei derartigen kaltblütigen und, wie Sie selber sagen, hausbadenden Menschen pflegen Liebeshändel nur nebenbei, so zum Zeitvertreib angezettelt zu werden; führen sie zu einem befriedigenden Abschluß, ist's gut, wenn nicht, erträgt man es auch. Ich kann es Ihnen sagen, warum Ihr Freund sich feig aus dem Leben gestohlen hat; denn ein Selbstmord bedeutet immer eine Feigheit in meinen Augen. Die ganze Nachbarschaft sprach damals davon: er hatte unsinnig gespielt und sein gutes Vermögen dabei aufgespielt. Als er tot war, besaß er nichts mehr, nicht einmal mehr so viel, um den rücksichtigen Pachtzins für das Gut zu bezahlen. Und doch sein notorisch reicher Vater nicht für ihn einsprang, beweist doch, daß auch er nicht mit der Lebensführung des Sohnes einverstanden war. Papa hat viel durch den Herrn Amtmann eingebüßt, der ja allerdings Veranlassung gehabt hat, seinen Freunden gegenüber eine artige Fabel für seinen Abgang zu erfinden. Nun, solch unglückliches Amourchen webt immer eine Art Gloriole um die Stirn des Dulderhelden, und man kann alle Erbärmlichkeiten so schön auf die „Elende“, die „Betrügerin“, das „unwürdige Objekt einer weihevollen Junglingsliebe“ abwälzen — hahaha! Ich gebe so viel auf derlei rührselige Geschichten!" Sie schnippte mit dem Finger.

"Dann wundert es mich aber, daß gnädiges Fräulein sich so darüber aufregen." Rittmeier stand zu seiner vollen Höhe aufgerichtet vor ihr und sah sie groß und fest an. "Gnädiges Fräulein stehen doch der Sache und der Person ganz fern."

"Ich habe ihr durchaus nicht fern gestanden, mein verehrter Herr, denn wie Sie sich wohl entzinnen werden, hat Ihr lieber Freund das Bartgefühl gehabt, sich auf Birkenhain zu erschießen. Meinem Vater sind unendliche Scherereien, Verhöre und so weiter aus der Geschichte erwachsen. Ich meine, das ist Grund genug, sich aufzutragen. Nach meinem Empfinden sollte ein Mensch, der sich nun einmal durchaus ins Jenseits befördern will, weil er zu beschränkt oder zu eigenstigmig ist, sich in die bestehenden Verhältnisse zu fügen, dann wenigstens in einem verborgenen Winkel sein Vorhaben ausführen, wo er den Lebenden keine Ungelegenheiten bereitet. . . . Doch ich will die Herrschaften nicht länger von ihrem wichtigen Geschäft abhalten; sehen Sie genau zu, Herr Gärtner, daß der Schober ja die richtige Tiefe hat! Eine solche harmlose Beschäftigung bewahrt den Menschen am besten davor, in unglückliche Liebesaffären zu geraten." Damit wandte sie sich und schritt ihres Weges weiter.

"Was war das?" fragte Dore bestürzt. "Wie frivol das alles klang und doch so voll Hass und Grimm. Fräulein von Grening faßt die Sache mit dem Amtmann ja förmlich persönlich auf."

"Sie ist auch persönlich! Darf ich als alter Freund ein aufrichtiges Wort, frei von der Leber weg, zu Ihnen sprechen, Fräulein Werlich?"

"Ja, natürlich! Reden Sie bitte."

"Ich habe bisher geglaubt, es nicht mit den Pflichten eines Ehrenmannes vereinigen zu können, wenn ich eine Angelegenheit aus der Verborgenheit ans Licht brächte, die den Stuf einer Dame vernichten muß. Hier aber sprechen höhere Verhältnisse mit, ich muß reden, um drohendes Unheil zu verhüten.

Sie kennen meinen Lebenslauf, Fräulein Werlich; es ist mir nicht an der Wiege gefangen worden, daß ich einmal das Brot fremder Leute würde essen müssen, aber wie die Verhältnisse sich gestaltet haben, kann ich Gott nicht genug danken, daß er es noch so gnädig mit mir gemeint hat. Als mein Vater durch falsche Spekulationen — er hatte sich mit seinem ganzen Vermögen bei Braunkohlengruben, die sich nachher als nicht ausbeutefähig erwiesen, engagierte, — als er sich also völlig ruinirt hatte, sprangen einige Freunde hilfreich für ihn ein, und zumal sorgten sie für die Erziehung von uns Kindern. Außer Herrn von Grening hat Herr von Bernbühler, der Vater des Amtmanns, am meisten für uns getan, und ich werde den beiden Herren ewig dankbar sein. Es ist meine Pflicht, keinen Flecken auf dem Andenken des unglücklichen Sohnes eines meiner Wohltäter sitzen zu lassen.

Martin, eigentlich für den Offiziersstand bestimmt, wurde Landmann aus Neigung, und da er als zweiter Sohn nicht auf das Erbe des väterlichen Besitzums rechnen konnte, überhaupt noch sehr jung war, pachtete ihm sein Vater zunächst ein kleines Güttchen. Birkenhain ist eine Quetsche, meistens Sandboden, aber es bewirtschaftet sich der günstigen Lage der Ländereien wegen ziemlich leicht, und bei der Ersparnis von Arbeitskräften ist es immerhin rentabel. Der Oberst von Grening pflegte nämlich früher die Ländereien zu verwachten. Meinem Freunde genügten sie für den Anfang, er hatte eine Beschäftigung, und zu sparen brauchte er nicht; so nahm er das Gut trotz des verhältnismäßig hohen Pachtzinses."

(Wortsekunde folgt)



Wer Kräfte fühlt — der muß die Kräfte regen.
Th. Möller.

Heiratsjagden auf den Grafen Moltke.

Das Andenken des Grafen Moltke wird heute in den Herzen der Deutschen lebendiger sein als in Tagen des Friedens. Aus seinen Jugendtagen liegen nach den Berichten zeitgenössischer Schriftsteller einige Mitteilungen vor, die darauf schließen lassen, daß der große Strategie einen feinen Humor und eine reizende Art hatte, mit den Frauen umzugehen. Die Jugend des großen Feldherrn fiel in eine lange Friedenszeit, die ihm nicht die geringste Aussicht brachte, seine großen Talente, sein Genie als Feldherr in die Tat umzusehen. Er war ein eleganter, schlanker Gardeoffizier, mit einem selbstverständlichen Auftreten, das von aller Biererei weit entfernt war und zuweilen wie Hochmut wirkte, wenn er in der Gesellschaft der reizend angezogenen Damen läuft und schweigsam blieb. Er war der beliebteste Guest in den Geheimratsvierteln von Berlin, und wenn er in ein Haus kam, in dem zahlreiche Töchter waren, dann merkte er, wie man auf seine Hand zuweilen eine gewisse Jagd veranstalten wollte. Moltke schätzte die Frau, die häusliche Tugenden besaß, jedoch nicht darin aufging und nicht darin umkam. Aber die Damen, die den Tag über mit Puh und Mode zubrachten, waren ihm lächerlich, und er machte auch keinen Hehl daraus. So war er einmal in einer Familie zu Abend geladen, die drei Töchter hatte, und die jeder dieser Töchter ein beträchtliches Stück Geld mitgeben konnte. Moltke wußte, daß die älteste darnach strebte, seinen Namen zu tragen, und er hatte sogar Bedenken, in das Haus öfter als notwendig zu gehen. Bei diesem Abendessen wollte nun die eine, die sich Hoffnungen auf ihn gemacht hatte, zeigen, daß sie in den Kochkünsten gar bewandert sei, und sie erklärte schon, bevor man sich zu Tisch setzte, daß sie die Sülze, die heute gereicht werden würde, ganz allein und ohne jede Beihilfe gemacht habe. Die Sülze kam, aber sie war so hart geskörrt, daß es unmöglich war, sich ein Stück davon abschneiden. Nur Moltke splitterte sich ein Stüddchen ab und ließ es in die Tasche gleiten. Zu Weihnachten sah er sich wieder in derselben Familie. Er hatte der ältesten Tochter eine Tüte mit Zuckerwerk mitgebracht, denn die eleganten Schätzchen mit dem vielseitigen Konfekt kannte man damals noch nicht. Das junge Mädchen griff hinein, war aber nicht wenig erstaunt,

darin einen schillernden Stein zu finden. Sie nahm ihn heraus, und erkannte zu ihrem Schrecken das Stück Sülze. „Ist das symbolisch?“, fragte sie, indem sie das Stückchen Eis auf die rosige Handfläche legte, der man wohl ansah, daß die Arbeiten der Küche ihr fremd waren. Und Molte sahne ihr lange in das Auge und meinte: „Vielleicht ebenso für Ihr Herz wie für das Gefühl, das ihm entgegengebracht wird.“ Er wurde nicht mehr eingeladen und hatte also keine Gelegenheit und Veranlassung mehr, sich zu wappnen.

Nicht als Leutnant, auch nicht als Hauptmann fand er Gelegenheit, sich zu verheiraten. Erst als General fand er die Frau, die sein Herz in Flammen setzte. Sie war viel jünger als er und die Tochter seiner Schwester. Eine geradezu romantische Leidenschaft fesselte ihn an das junge Weib, das ihm Freund und Kamerad war. Sie ritt mit ihm, und Molte selbst behauptete, daß nicht viele Kavaleristen sich so gewandt auf dem Pferde zeigten, wie seine Mary. Sie schrieb ihm nach Diktat seine Pläne, seine strategischen Gedanken, und stand oft genug in der Küche, wenn er heimkehrte. Am meisten freute Molte die große Schürze, die sie dann trug, um sie rasch abzuwerfen, wenn sie seinen Schritt hörte, und wenn er seinen Kopf in das Reich der Küche hineinstellte. Dann stand sie reizend angezogen und frisiert, um ihn lächelnd zu empfangen. Nach einem kurzen Spazierritt erkrankte sie an einer nicht einmal schweren Erkrankung. Sie starb nach nur dreitägigem Krankenlager. Der Tod seiner geliebten Frau brachte eine große Schwermut in Moltes Leben, und Zeitgenossen meinen, daß er seit damals so schweigsam geworden sei. Trotzdem er nie ein äußerliches Zeichen von Trauer anlegte, hatte man doch den Eindruck, daß er um einen teuren Menschen trauere. Als er der Held von Siebzig geworden, dichtete die Fama und Legende ihm natürlich wieder eine neue Liebe an, jeder wußte etwas von ihm zu berichten, und um die Kunst des großen Mannes bewarben sich mündlich und schriftlich alle Frauen, die ihm in den Weg traten. Ja, man wußte sogar, daß er eine Braut in Paris habe, und daß er darum mit der Belagerung gezögert hätte. Er selbst jedoch äußerte einst im Freundekreise: „Mein Herz hat nur einmal geliebt und bleibt dieser Liebe treu, das war und ist die Neigung zu meiner leider zu früh heimgangenen Frau. Jetzt gehört es Ballons“. Womit er natürlich den Krieg und die Feldzüge meinte.



Aus der Kriegszeit.

Die Riesenkanone der Dardanellen. Der Angriff der vereinigten englischen und französischen Flotte auf die Dardanellen gibt C. Ferraro den Anlaß, in der „Nuova Antologia“ an die interessante Geschichte der berühmten „Kanone der Dardanellen“ zu erinnern, die bei einem früheren Kampf um den Besitz dieses vielumstrittenen Gebietes eine große Rolle gespielt hat. Als sich Mohammed II. im Jahre 1453 anschickte, Konstantinopel zu erobern, ließ er sich durch den Ruf täuschen, den die Festigkeit der Stadtmauern in aller Welt genoh; in Wirklichkeit lagen sie halb in Trümmern und drohten einzustürzen. Er richtete also sein Augenmerk darauf, sich Kanonen zu verschaffen, die mit wenigen Schüssen die Bastionen der Hauptstadt niederslegen könnten. Ein ungarischer Gießer namens Orban, der im Solde der Regierung von Konstantinopel gestanden hatte, verließ die Sache der Griechen und bot dem Sultan seine Dienste an. Mohammed fragte den Fremden, ob es möglich wäre, eine Kanone zu gießen, mit der man die Mauern der Stadt zertrümmern könnte. Der Ungar antwortete: „Ich weiß, daß ich imstande bin, Kanonen jeden beliebigen Kalibers zu gießen und die Mauern von Konstantinopel und Babylon in Staub zu verwandeln; indessen vermag ich nicht genau vorherzusagen, wie weit der Schuß reicht.“ Der Sultan befahl ihm darauf den Guß der Kanone, indem er meinte, daß man die Schußweite später studieren könnte. Die von Orban gegossene Kanone wurde in das neue Kastell geschafft, das Mohammed am Bosporus hatte bauen lassen, um die Durchfahrt der Schiffe zu verhindern und so der griechischen Hauptstadt die Zufuhr von Nahrungsmitteln abzuschneiden. Der Versuch, durch den die Reichweite des neuen Kriegswerkzeuges bestimmt werden sollte, wurde gegen das erste Schiff ausgeführt, das ohne anzuhalten vorüberfuhr, ein venezianisches Schiff, das von dem Kapitän Ricci befehligt wurde. Von dem gewaltigen Geschöß

getroffen, ging es in einem Augenblick vollständig aus den Fugen und versank. Aber der Groberer war noch nicht zufrieden, sondern er wollte nun, daß eine Kanone von doppelter Größe wie die erste gegossen würde, die die gewaltigste bis dahin bekannte gewordene war. Das Riesen Geschöß, das Steingeschoße schleuderte, hieß allgemein die „Riesenkanone der Dardanellen“. Es wurde vor das Tor der Mauer von Adrianopel geschleppt, und Mohammed ließ, wie die orientalischen Geschichtsschreiber erzählen, in der Besorgnis, daß das furchtbare Krachen beim Abschießen allen in der Nähe befindlichen Leuten die Sprache rauben würde, die Einwohner benachrichtigen, zu welcher Stunde der erste Schuß abgefeuert werden sollte. Der Augenblick war feierlich. Ein Blick, und die Stadt war in eine dichte Rauchwolke gehüllt; die furchtbare Explosion wurde in ungeheuerer Entfernung gehört. Das Geschöß fuhr etwa 2 Kilometer weit und grub sich im Hall metertief in den Boden ein. Außer sich vor Freude überhäusste der Sultan den ungarischen Gießer mit Reichtümern. Nachdem den Griechen der Krieg erklärt worden war, wurde diese Kanone unter großer Schwierigkeit von Adrianopel gegen die Hauptstadt des Reiches geführt, aber sie gewährte doch nicht die Vorteile, die Mohammed erhofft hatte, weil etwa drei Stunden für ein einmaliges Abfeuern nötig waren, obwohl zur Bedienung des Geschützes 700 Mann erforderlich waren; so konnten in 24 Stunden nicht mehr als 8 Schüsse abgegeben werden. Bei einem Schuß platzte das furchtbare Geschöß und tötete Orban, der das Feuer leitete. Neben dieser „Riesenkanone“ donnerten noch zwei andere, die zwar kleiner waren, aber doch Geschosse von 48 Kilogramm Gewicht schleuderten. Eine andere sehr große Kanone wurde gegen Justinian abgefeuert in einer Nacht, in der er unvermutet die am Goldenen Horn anlandenden türkischen Schiffe angriff, und die Wirkung der Kugel war so groß, daß das gesetzte Schiff sofort mit 50 italienischen Seelen an Bord unterging.

Überschwemmtes Gelände. Das Wasser war die ganze Zeit naßhalt und hat sich seit einigen Tagen etwas aufgehellt. Vor uns liegt vielleicht 3000 Meter breit überschwemmtes Gelände, dieses und die gründungslose sind die Ursache, daß wir hier nur langsam vorwärts kommen. Das Wasser macht viel zu schaffen, durch Motor wird es stellenweise aus den Schüttgräben und Unterständen gepumpt. Unsere Batterie liegt ziemlich verteilt in Unterständen, in einzelnen Häusern, Scheunen und Ställen, um dem Feind nur wenig Ziel zu bieten. Jede Unterkunft hat meistens ihren Namen. Ich habe mit noch 16 Kameraden in einem kleinen Strohhütchen, „Villa Stilleben“ genannt. Wir haben uns ganz häuslich eingerichtet, und nach des Tages Lust und Mühe fehnen wir uns nach unserem Hütchen. Die freie Zeit vertreiben wir mit Schreiben, Karten- und Würfelspiel, Lesen und Gesang und Mühlespiel. Essen und Trinken, Tabak und Zigarren genug, auch besorgen wir fast alle Tage Rum oder anderen Branntwein (Typhusbagillentötungswasser). Der Gesundheitszustand ist gut, nur hier und da einer mit Rheumatismus. Mir hat noch nichts gefehlt; noch keinen Schnupfen hatte ich. Unser Lager haben wir auf Stroh, mit einer wollenen Decke und mit einem Mantel zgedeckt. Bis jetzt ist unsere Villa noch ungestört, frei und schlafen wir, wenn auch die Geschosse darüber weggefallen, wie die Däuse. Die Kämpfe, hauptsächlich Artilleriefeuer, dauern Tag und Nacht und muß jede Batterie zu jeder Zeit alarm- und schußbereit sein. Bis jetzt hat uns die feindliche Artillerie noch wenig Schaden zugefügt. Wir hören sie ganz gut abschießen, neulich schossen sie wie toll, alle Schuß ins Wasser: bing, bing, ratsch, ratsch, ging es unaufhörlich. Von unserem Dach aus beobachten wir das grohartige Schauspiel, sitzen nicht den geringsten Schaden. Manchmal schlagen sie auch ganz dicht bei uns ein, Kirchturm hoch spricht dann der Dred. Man hört die Geschosse noch prallen, dann haben sie aber auch schon ihr Ziel erreicht. Heulend und pfeifend fliegen die zentnerschweren Baderhüte, Tod und Verderben speiend, in die feindlichen Stellungen. Daß sie Erfolg haben, hören wir an dem Geknatter unserer Infanterie, denn sobald unsere Geschosse dort einschlagen, verlassen die feindlichen Insassen, die es noch können, die Gräben und ziehen unserer Infanterie Ziel. Gewöhnlich schießen mehrere Batterien zusammen, einige mit Granaten, andere mit Schrapnells. Bewundernswert sind die Leistungen unserer Flieger. Trotz dem heftigen Feuer, mit dem sie empfangen werden, seien sie ihre Flüge und Beobachtungen fort. Gestern mittag zählte ich über 200 Schrapnells, die auf einen Flieger abgegeben wurden, ohne ihn im geringsten zu beschädigen. Da ist dann von der

platzenden Schrapnells Wölkchen über Wölkchen am Horizont. Allem Anschein nach bleiben wir noch längere Zeit in Stellung. Unsere Munition ist vorzüglich, und Blindgänger ganz selten, dagegen die belgische und französische sehr minderwertig, fast drei Viertel Ausbläser und Blindgänger, dagegen ist die englische Munition von unheimlicher Wirkung. Die massenhaft erbeutete belgische Munition, die wir durch Verschießen unschädlich machen, hat auch nur minimale Wirkung. Gestern Nacht und auch heute beschossen wir St., wo sich englische Truppen gesammelt haben. Bei unserer Beobachtung, die ziemlich weit vorgeschoben ist, sieht man mit blohem Auge ganz gut feindliches Militär. Eine Menge Leichen, von nächtlichen Angriffen herührend, meistens Franzosen, liegen unverdeutigt da herum, teilweise noch im Wasser. Beim Bau von frischen Schüttengräben fanden unsere Pioniere halb verschüttete, durch feindliche Geschosse getötete deutsche Infanteristen. Jetzt ruhen die Braven in einem Soldatengrab. Währenddem ich diese Zeilen schreibe, donnern feste die Geschüsse und knattern die Gewehre, wahrscheinlich versuchen die Gegner, durchzubrechen. Es ist einige Minuten vor 12 Uhr nachts. Sie können kommen und können sich blutige Köpfe holen, bei uns ist jeder auf seinem Posten!

Der gelehrte Franzose. Ein heiteres Stückchen erzählte ein Remscheider Krieger aus dem Lazarett in Douai. Einem der Lazarettwärter, einem französischen Artillerie-Unteroffizier, wünschten die Deutschen einmal beim Schlafengehen engegneigte Ruhe mit den Worten: „Gute Nacht. Blattkopp!“ Der Franzose verstand nämlich eine große Größe. Die Anrede verstand er natürlich nicht; man sah es ihm aber an, daß er sich geschmeichelt fühlte. Am nächsten Tage schenkte ihm der deutsche Arzt eine Zigarette, und mit einer höflichen Verbeugung bedankte sich der Franzose, indem er sagte: „Danke schön. Blattkopp!“ Da gab es ein rohes Gelächter; denn der Arzt, ein älterer Herr, besaß ebenfalls eine enorme Glabe.

Eine englischer Anigge für den Zeppelin-Empfang. Wie der seltige Krieger noch heute unvergessene Anweisungen für den Umgang mit Menschen gab, so seien sich die englischen Behörden veranlaßt, genauere Regeln für den „Umgang mit Zeppelin“ auszuarbeiten, und dabei sind Vorschriften erlassen worden, die einen hohen unfreiwilligen komischen Reiz haben. So wurde vor einigen Wochen im englischen Oberhaus über die Institutionen verhandelt, die den höchsten Beamten der einzelnen Grafschaften für den Fall gegeben würden, daß ein feindlicher Luftangriff in ihrem Bezirke erfolge. Einer der „edlen Lords“, Lord Harris, erklärte entrüstet, ihm sei eine offizielle Mitteilung zugegangen, die besagte, daß er, wenn eine Bombe vor seiner Bordertür niedergefallen würde, am besten tate, sein Haus durch die Hintertür zu verlassen. Diese Auflösung, die ihm augenscheinlich mit seiner Würde nicht vereinbar schien, wurde mit herzlichem Lachen begüßt, und ein anderer Redner führte aus, daß es allerdings ein starkes Stück sei, einer so vornehmen Persönlichkeit ein „Entweichen durch die Hintertür“ zuzunutzen; es sei aber anzunehmen, daß die Behörden der Ansicht seien, er könne, wenn die Bombe vor der Hintertür niedergestiege, ruhig zur Bordertür herausgehen. Ähnliche Anweisungen sind anderwärts erlassen worden und wurden mit Kopfschütteln oder Lächeln aufgenommen. Den Vogel aber hat sicherlich die Kirchenbehörde von St. Marcus in dem englischen Städtchen New Barnet abgeschossen, die in der „Barnet Press“ an die Mitglieder ihrer Gemeinde die folgenden wohlüberlegten Ratschläge erließ: „In dem Falle eines feindlichen Angriffes aus der Luft wird die Gemeinde ein Kirchenlied singen, während die an den Seiten sitzenden Männer die Gemeindemitglieder aus den Bänken heraus in guter Ordnung zu den Ausgängen führen, und zwar die auf der Nordseite sitzenden nach der Nordtür der Kirche, die auf der Südseite nach der Südtür. Niemand hat seinen Platz zu verlassen, bevor er von den dazu beauftragten Vertrauensmännern dazu aufgefordert wird.“ Dieser Erlass der Behörde der Kirche St. Marcus ist zwar sehr weitschauend, aber er läßt doch noch manche Fragen ungelöst. Man wird z. B. mit einem gewissen Recht wissen wollen, was für ein Kirchenlied dann gesungen wird, und es wird der Ratschlag erlaubt sein, daß dies Lied nicht zu viele Strophen aufweist. Vielleicht nehmen sich die ehrbaren Kirchenälter von New Barnet Cromwell zum Muster, der vor der Schlacht bei Dunbar seine Truppen einen Psalm singen ließ, aber doch so viel Vorsicht anwendete, zu diesem Zweck den 117. Psalm auszusuchen, der nur zwei kurze Verse aufweist. Godann wäre der Augenblick, da der fromme Gesang angestimmt werden soll, genauer festzulegen. Soll man schon beim Surren der Propeller beginnen oder erst beim Auf-

schlagen der Bombe auf dem Kirchdach? jedenfalls aber werden diese Anweisungen nur ihre rechte Wirkung tun, wenn eine oder mehrere Proben veranstaltet werden, denn das Zusammenarbeiten der Vertrauensmänner mit den Gemeindemitgliedern, unter denen sich wohl auch Frauen und Kinder befinden werden, dürfte nicht sofort ganz statt geben; eine Einsübung für den Fall der Gefahr ist also dringend anzuraten.

Vom schweizerischen Soldatenleben gibt ein Brief eines Soldaten aus dem Fort Stöckli, das in einer Höhe von 2500 Metern bei der Furka liegt, ein anschauliches Bild: Auf dem Fort liegt der Schnee 5 bis 6 Meter hoch. Die Förderung der Lebensmittel und der Post ist mit großen Gefahren und Mühen verbunden. Alles geht auf Schiern. Stets ist die Gefahr wegen der Staublawinen und der Schneestürme groß. Einige unserer Kramatten sind bis über den Raum verschrottet und daher zurzeit nicht bewohnt. Wir haben jene bezogen, in denen es möglich ist, die Schlafräume zu beheizen. Stellenweise bedienen wir uns der Schneetunnels. Die Speisekästen der Mannschaften erhalten kein Tageslicht. So leben wir ein echtes Bergmannsleben.

Flohlied aus dem Unterstand.

Lieber Alfred! In Worten, noch Bilbern kann kaum dieses Leben im Felde Dir schildern! Vor allem in dem Unterstand erlebt der Krieger allerhand.

Es heißt der Floh, es jucht die Laus, Im feuchten Stroh, da hüpfst die Maus. Es jucht die Laus, es heißt der Floh, Man wird nicht seines Lebens froh! Zwar jo ein Floh, empfindlich heißt er Natürlich! Übung macht den Meister! Der rauhe Krieger, er entdeckt So ziemlich jediges Insekt.

Mit Henchelöl und Naphthalin Und mit Geduld, da fängt man ihn! Und hat man ihn, macht ihn junichte Die Flamme von dem Kerzenlichte. Und wird die Jagd sodann geschlossen, Der Jagderfolg, — der wird begossen! Mit Rum und sonst'gem Alkohol, Das tut dem bied'ren Krieger wohl. Denn nicht allein dem bösen Rüss' Ist „Wutki“ ein solch Hochgenuss! Jedoch im dred'gen Schützengraben kann man nicht immer so was haben. Der Rüss schlägt zwar Zunderhüte, Doch sind sie zweifelhafter Güte, Und selten sagt man dafür „Danke“, Von wegen ihrem Saugestank.

Auch zieht es „fältlich“ an die Beine, Am besten wär's, man hätte keine!

Da würde man nicht daran frieren, Ganz abgesehen von manchen Tieren! Das ist nicht gerade schöne eben,

Doch kann man leicht so was erleben. So wie noch andre Abenteuer,

Kurz, es ist hier nicht ganz geheuer!

Aus diesem Grunde folgt der Schluß: Nach Russland gehe nur, wer muß!

Wer aber schön zu Hause bleibt Und sich daheim die Zeit vertreibt,

Der sende fleißig durch die Post Dem Krieger Unterhalt und Kost,

Was für derjelbe sehr empfänglich,

Denn Hunger macht den Magen länglich

Und ungewohnt, was zu verdau'n, Wie soll man da den Rüss' verhau'n?

Dies führt man sich zu Gemüte!

Doch denk' nur nicht:

„Du meine Güte!

Der Kerl, der will schon wieder essen!

Nein, nein, man soll nur nicht vergessen,

Ihn ab und zu und stets vom neuen,

Auch manchmal schriftlich zu erfreuen!

Deny davon möcht sich auch 'mal laben,

Der Seppel in dem Schüttengraben!

Er grüßt Dich und die andren herzlich,

Ist ihm die Brennung doch so schmerzlich!

Und freut sich auf das Wiederseh'n,

Stets hoffend, mög' es bald gescheh'n!

Seppel